

Kommentar

zu Pierre Bourdieu: Die biographische Illusion

Lutz Niethammer

[BIOS 3 (1990), Heft 1, 91-93]

Bourdieu's Anklage einer biographischen Illusion in der Ethnologie, den Sozialwissenschaften und – sollte man hinzusetzen – der neueren Sozial- und Kulturgeschichte bezieht ihren Reiz aus einer soziologisch-strukturalistischen Auflösung des Widerspruchs zweier Chimären. Auf der einen Seite steht eine autobiographische Sinnkonstruktion, die in der Tat aus den meisten Lebensgeschichten und lebensgeschichtlichen Interviews herauspräpariert werden kann, und der sich der biographische Forscher als Komplize anschließe. Solche Komplizenschaft wird dann mit allem gleichgesetzt, was „out“ ist: Bewusstseinsphilosophie, bürgerlicher Roman, Existentialismus.

Auf der anderen Seite steht die Theorie des „nouveau roman“ als Fragment-Collage einer diskontinuierlichen und kontingenten Wirklichkeitserfahrung, was zwar auch nicht „in“ ist, aber daran kann sich eine strukturalistische Konzeption des Selbst als bürokratisch konstituierte nominalistische Identität besser assoziieren, die die Klüfte der Statuspassagen zwischen der gesellschaftlich zugewiesenen Teilhabe an Strukturen, deren Erforschung sich der Perspektive des erfahrenen Ich entzieht, gleichsam überbrückt.

Zum letzteren möchte ich mich auf die Bemerkung beschränken, dass der Hinweis auf den Beitrag des Staates zur Identität durch deren Bescheinigung oder auf den Gebrauch des Namens zur Unterwerfung unter Statuspassagen meines Erachtens nur auf aparte, aber unplausible Weise das Problem der individuellen Erfahrungsaufschichtung oder – wenn man will – der Beziehung zwischen individuellem und kollektivem Gedächtnis negiert. Anders als in Gesellschaften mit geringer und für Forschungszwecke vernachlässigenswerter Wandlungsgeschwindigkeit, an denen die strukturalistischen Konzepte und auch der Habitus-Begriff historisch und ethnologisch gewonnen wurden, lassen sich diese Beziehungen in sich schnell und in Brüchen wandelnden Gesellschaften mit dem Habitusbegriff nur abstrakt umreißen, aber nicht als Praxis empirisch erforschen.

In der Hauptsache möchte ich aber darauf hinweisen, dass ein soziologisch-historischer Diskurs im Ansatz versäumt wird, wenn dabei der mögliche historische Beitrag von vorn herein durch seine Reduktion auf geschichtsphilosophische Annahmen des 19. Jahrhunderts eliminiert wird. Das wäre ungefähr so, wie wenn der Diskurs in umgekehrter Richtung bei Comte, Riehl und Le Play oder meinetwegen auch Marx endete. Die Gleichsetzung des Charakteristikums einer Quelle – hier der narrativen Sinnpro-

duktion – mit dem der historischen Praxis ihrer Bearbeitung und Interpretation unterschlägt zumindest jene Distanzen, deren Wahrnehmung zu einem der wichtigsten historischen Arbeitsinstrumente gehört. Diese Unterschlagung wird nicht besser, wenn sie als Delikt des Komplizentums auf den Gegner projiziert wird. In der massenbiographischen oder in der Oral History-Forschung besteht das Ziel des Historikers doch nicht darin, die Sinnkonstruktion der Quelle durch Nacherzählung zu verstärken oder schlüssiger zu machen, sondern ihre konstruktiven Elemente, ihre Erfahrungsabhängigkeit und einen Pluralismus einschlägiger Typen herauszupräparieren und durch diese Verfremdungen ihren naiven Sinntransfer in der kulturellen Kommunikation zu destruieren. Historie hat es zunächst nicht mit Traditionsbildung, sondern mit der Kritik immer schon vorhandener Traditionen zu tun.

Neben dieser kulturellen Praxis ist aber auch das Erkenntnisinteresse des Historikers nicht auf Sinnvermittlung, sondern auf die Ermittlung von Vorprägungen und die Einschätzung voraussetzungsabhängiger Optionen gerichtet. Dabei ist der Unterschied zu den Sozialwissenschaften einmal – für mich treffend – auf die verkürzende Formel gebracht worden, dass diese Gesellschaften primär unter dem Gesichtspunkt ihrer Logik und der künftigen Machbarkeit betrachteten, die Historie aber unter dem Gesichtspunkt der Freiheit und der Zeitabhängigkeit. Ein primärer Gesichtspunkt setzt die Einsicht voraus, dass von ihm aus nicht die Wirklichkeit selbst erkannt werden kann, sondern nur ein wichtiger Aspekt und dass es der Gesichtspunkte der anderen Disziplinen bedarf, um die Begrenztheit der eigenen zu erkennen und zu erweitern.

Das neuere Interesse an Lebensgeschichten in beiden Disziplinen kommt unter anderem aus der Frustration mit der Passgenauigkeit idealtypisch einander zugeordneter wirtschaftlicher, sozialer, politischer und kultureller Großstrukturen, die sich in der Einzelforschung nicht bewährte, und aus der zunehmenden Ersetzung der steuernden Zentralperspektive auf die Gesellschaft durch die Perspektiven der in unterschiedlichen Zusammenhängen mitwirkenden einzelnen, sei es aus demokratischem Impuls, sei es auch nur aus mangelndem Zugang zu einem steuernden Machthaber oder dessen Un auffindbarkeit. Hinzu kommt die Erfahrung diskontinuierlich sich wandelnder Gesellschaften (Kriege, Revolutionen, Zusammenbrüche, Katastrophen) und das Interesse an der Kontinuität der Einzelnen, wie sie die sich ihnen bietenden oder aufdrängenden, oft gegensätzlichen Strukturen vermitteln, wirken lassen, nutzen oder umnutzen. Dieses Interesse am Einzelnen im Durchgang durch wechselnde Strukturen, das in der neueren Soziologie unter dem historisch etwas missverständlichen Stichwort Individualisierung behandelt wird, findet zunehmend auch in kontinuierlich sich entwickelnden Gesellschaften ein fruchtbares Arbeitsfeld, weil die Einzelnen mit zunehmender Häufigkeit die „trajectoire“ einer begrenzten Strukturzugehörigkeit betreten und nicht neu in sie hineingeboren werden, ihre Vorerfahrungen also nicht vernachlässigt werden können, weil diese die Strukturen mitgestalten. Für alle diese Erkenntnisinteressen ist die Bearbeitung von Lebensgeschichten nicht das einzige Arbeitsinstrument, aber eine wichtige Sonde. Dabei können die Lebensgeschichten auf die interaktiven Interessen, denen sie ihre Entstehung verdanken, geprüft und in (anders oft nicht erhebbare) faktische Daten und Verweise, in narrativ erinnerte Erlebnismoleküle sowie in Sinnkonstruktionen oder Erfahrungsaussagen zerlegt und diese mit Zeitschichten kultureller Deutungsmuster der umgebenden Gesellschaft verglichen werden. Wie das im Einzelnen zu machen ist und wie die „Linkage“ zu Strukturaussagen gelingen kann, darum gehen im Großen und

Ganzen die Auseinandersetzungen bei den Historikern und Soziologen, die sich mit Biographieforschung beschäftigen.

Bei all diesen Arbeitsschritten kann man natürlich alle möglichen Dummheiten machen oder Illusionen unterliegen, wie in allen anderen Analysen auch. Wer wohlfeilere Wahrheit hat, könnte auch einwenden, dass solche Analysen so aufwendig und in ihren Ergebnissen noch so unübersehbar seien, dass ihr Ertrag einer Kosten-Nutzen-Analyse nicht standhalte. Schließlich könnten sich auch die Soziologen darüber ärgern, dass die Historiker gewohnt sind, begrifflich nicht geklärte oder empirisch nicht zu sättigende Wirklichkeitsbezüge in anspielungsreiche Erzählungen dennoch hereinzuholen oder Biographien als eine literarische Gattung zu benutzen, um anderweitig schwer organisierte Materialien über einen gesellschaftlichen Wandel darzustellen. Und Historiker könnten sich darüber ärgern, dass Soziologen gern jene Wirklichkeit, die sich ihren Begriffen nicht fügt, als bloße Kontingenzen negieren oder sich derart auf das Rekonstruieren von Konstruktionen konzentrieren, dass dabei völlig aus dem Blick gerät, ob es sich um einen Wahn oder um eine diskutable Organisation von Wirklichkeitserfahrungen handelt. Aber zu sagen, dass die soziologische und historische Biographieforschung im Wesentlichen nur darauf abhebe, den subjektiven Sinn der Quellen zum objektiven Sinn der Gesellschaft zu verdichten, ist eine Illusion über die Biographieforschung.